

# Wie das Feuer unsere Wohnräume wärmt

Autor(en): **Schöbi, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **30 (1943)**

Heft 21

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-542092>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

voll ist sie auch in der öffentlichen Erziehung, in der Schule. Sind wir Lehrerinnen uns dieser unserer Aufgabe, das weibliche Erziehungselement in die Schule zu tragen, bewusst?

Fr. W. Foerster schreibt: „Heute nimmt eine abstrakte Verstandesbildung fast die ganze Zeit des Heranwachsenden in Anspruch; in der gesamten Erziehung überwiegt daher auch der Einfluss des männlichen Intellektes. Weibliche Lehrkräfte sind zwar in grosser Zahl in die moderne Schule eingerückt — aber bisher eben doch nur, um die Bildungszwecke der Männer zu akzeptieren,

nicht aber, um daselbst sozusagen eine weibliche Pädagogik zur Geltung zu bringen und dadurch die Einseitigkeit der männlichen Bildungsziele und Bildungswege zu ergänzen. Gerade diese Gegenwirkung aber sollte die eigentliche Aufgabe der pädagogischen Berufstätigkeit der Frau sein. Sie sollte gegenüber der Erziehung zum Wissen die *E r z i e h u n g z u r L i e b e* vertreten und von hier aus be-seelend und reformierend in das ganze Bildungswesen eindringen.“

Mägenwil.

Silvia Blumer.

---

## Volksschule

---

### Wie das Feuer unsere Wohnräume wärmt

Beobachtungen und Besprechungen für mittlere Klassen der Primarschule

An einem kalten Morgen. Es war eine mondhelle Nacht. Das Thermometer zeigt 7 Grad Kälte. Schnee liegt auf Berg und Tal. Er girrt unter den Füssen. Türfallen und eiserne Gartenhänge fassen sich klebrig an. Menschen und Rosse hauchen weisse Dampfwolken aus Mund und Nase. Eiszäpflein hängen am Schnauz des Mannes und an den Nasenhaaren des Pferdes, grosse Eiszapfen an Dächern und Felswänden. Die Kamine rauchen überall stark. Selbst in den Handschuhen frieren die Kinder noch. „Unnagel“ an Fingern und Zehen.

In der warmen Schulstube. Schuhe und Kleider werden vor der Haustüre gut vom Schnee gesäubert. Kappen und Mäntel hängt man im Gange auf. Schwere Lederschuhe werden abgezogen und warme Finken angelegt. Man wärmt sich Hände und Rücken am Heizkörper. Die runde Scheibe daran zeigt auf „Warm“. Das warme Wasser, das im Heizkörper drin ist, kommt aus dem Keller, wo der Schulabwart einen grossen Kessel heizt.

Es ist leichter als das kalte und steigt, das kalte Wasser geht in den Keller zurück, wird gewärmt und steigt auch wieder. So braucht der Abwart nur einen Ofen zu heizen und nicht wie früher für jedes Schulzimmer einen.

Zu Hause in der warmen Stube. Fast in jeder Stube drin steht ein Ofen mit farbigen Kacheln, mit einem Ofenrohr zum Kochen oder zum Wärmen. Manchmal ist am Ofen noch eine „Kunstwand“, eine „Kunstbank“ zum Sitzen, eine Ofenstiege und oben noch ein farbiges Vorhänglein. Die Zentralheizung wärmt alle Zimmer, der Ofen in der Regel nur die Stube. Wollte man früher auch die Kammer ob der Stube wärmen, liess man durch eine Falle die warme Luft nach oben streichen. Die eiskalten Betten der Kinder in den andern Kammern wärmte man früher nicht mit der Bettflasche, sondern man sammelte, reinigte und trocknete im Sommer die Kirschensteine und füllte damit Säcklein. Im Winter durchwärmte man sie auf dem Ofen



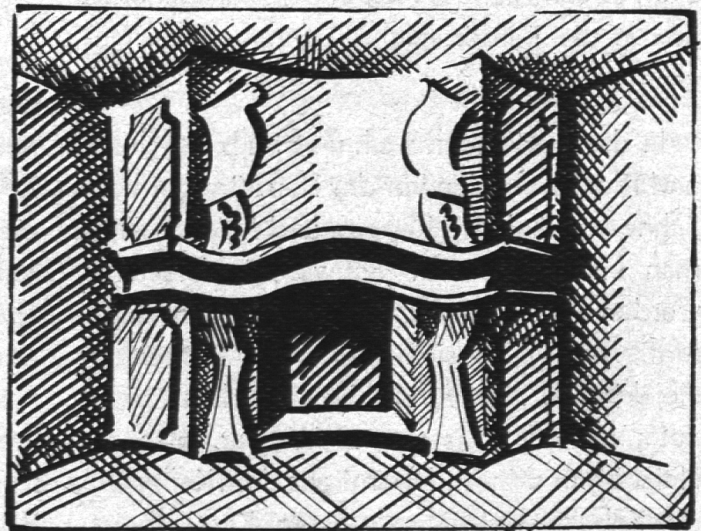
Riemli-Ofen mit Kunstwand und Kunstbank  
Toggenburgisches Heimatmuseum, Lichtensteig

und legte sie auf den Laubsack. Ist das ein angenehmes Gefühl, die kalten Füße im warmen Steinsäcklein drin!

Ob man schon immer Oefen hatte? Lange wusste man nichts von einer Ofenheizung. Zur Erwärmung diente in alter Zeit bei uns der Herd, ein offener Feuerherd, wie man ihn noch heute in den Alphütten sieht. So wie es im 3. st. gallischen Schulbüchlein von der Hütte des Almöhi heisst:

„Der Alte tat die Türe seiner Hütte auf. Heidi trat hinter ihm durch die dunkle Oeffnung. Die ganze Hütte war nur ein einziger Raum. In einer Ecke hing der grosse Kessel über dem offenen Feuerherd. Ein blaues Rächlein stieg zu der schwarzen Diele auf und zog durch eine Dachlucke ab...“

Der offene Herd, der zum Kochen der Milch im Kessi und im dreibeinigen Pfännlein diente und die Luft einigermaßen erwärmte, genügte für den einzigen Raum so eines Alp-zimmers und war nach oben durch das Dach abgeschlossen. Wie aber in der Stadt? Da brannte das Feuer unten in einer Grube und es musste die aufsteigende Luft alle Stockwerke heizen. Nachts wurde das Feuer gelöscht oder der Rauchabzug mit einer Klappe verschlossen. Wo aber zwei, drei Stockwerke durch Böden für sich abgeschlossen waren, musste für den Rauch ein besonderer Abzug geschaffen werden. Man verlegte den Herd an eine Wand und umschloss ihn, um die Hitze beisammen zu halten, mit einem Gehäuse aus Stein und Lehm. Unten war ein weites Feuerloch, darüber ein dachförmiger Mantel, eine „Chämmischoss“, und dann führte ein aus Ruten geflochtener und mit Lehm beworfener Schacht ins Freie. Solch gefährliche Kamine mussten später verboten werden. Von Aschenbehältern wusste man noch nichts. Man schüttete die Asche wie andere Küchenabfälle kurzerhand auf die Gasse hinaus. Kam dann der Wind und trug



Offenes Kamin im Hause Bruggmann,  
Lichtensteig

Nach aussen gebauter Ofen mit Tragstützen



die Glusen auf die Stroh- und Schindeldächer, so entstanden oft Brände, denen ganze Städte und Dörfer zum Opfer fielen.

Solche, unten offene Kamine, in denen man das Holz brennen sieht, gibt's heute noch im Tessin, in Frankreich, in Italien. Da sammelt sich an Regentagen die Familie um das knisternde Holz im Herd und wärmte sich die Füsse. Die raucherfüllte Luft aber wurde durch Verbrennen von Weihrauch, Lorbeeren, Reckholder, Apfelschalen, Thymian angenehmer gemacht.

Für unsere Gegend aber wurden L e h m - ö f e n gebaut. Es wohnte sich besser in der rauchfreien Luft und der gleichmässigen Wärme. Da verbrannte man sich weder Gesicht noch Schuhsohlen, wie beim Kamin, konnte

Mäntel und Stiefel ausziehen. Das Feuer wärmte nicht bloss den Lehm mantel, sondern der Ofen musste auch das Brot backen. Da gab es noch keine Bäcker im Dorf, eine jede Mutter musste für ihre Familie Brot selber backen. So hiess ein alter Spruch: Mittwoch, steck d'Nase i d'Tischtrucke! Die Mutter musste schon am Mittwoch nachsehen, ob der Brotvorrat noch reiche bis zum Sonntag und darüber hinaus. Diese Backöfen waren gross und nahmen oft gar zu viel Platz von der Stube weg, weshalb man einen Teil des Ofens über das Haus hinausbaute, was man im Tirol und im Bündnerland noch oft zu sehen bekommt. Manchmal aber stand das Häuschen mit dem Backofen ganz mutterseelenallein (wie im Märchen von der Frau Holle). Oder



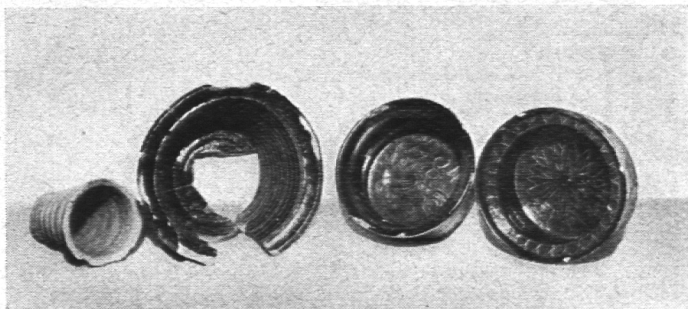
Freistehendes Gemeindebackofenhäuschen im Wallis



es hatte die Gemeinde ein Ofenhäuschen, das von den Familien in gewisser Reihenfolge benutzt werden konnte, wie man das im Wallis noch da und dort antrifft.

Der Lehmofen in unsern Bauernhäusern war ein nüchterner Geselle und trug nicht grad viel zur Verschönerung der Stube bei. Schö-

„Als wir über den Berg Grimsel nachts in ein Wirtshaus kamen, hatte ich noch nie einen Kachelofen gesehen und es schien der Mond auf die Kacheln. Da glaubte ich, es wäre ein so grosses Kalb, denn ich sah nur zwei Kacheln glänzen, das, meinte ich, seien die Augen.“



Runde Ofenkacheln

(die 2 links stammen aus den Ausgrabungen der Neutoggenburg)

ner wurde er erst, als man anfing, runde Näpfe, „Kacheli“, wie man sie im täglichen Leben als Ess- und Trinkgefässe verwendete, aus Ton vom Hafner geformt, einzubauen. Nachdem dann in der Töpferei die Glasur erfunden, wurden diese Kacheli inwendig

Als man in der Folge die runden Kacheln viereckig gestaltete und damit den ganzen Ofen mit einem geschlossenen Mantel solcher Kacheln bekleidete und diese immer schöner wurden, da fing der Ofen an, mit andern Ausstattungsstücken in der Stube zu



Lehmofen mit runden Kacheln

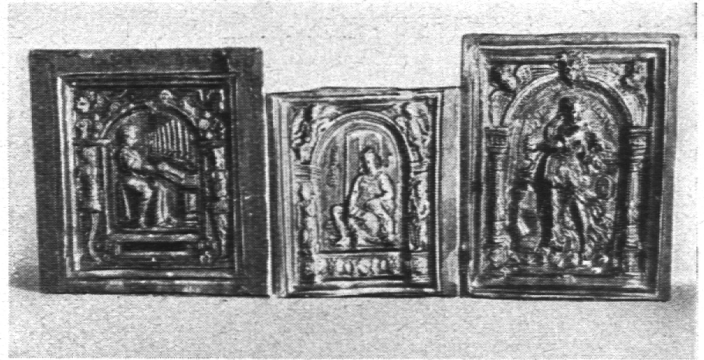
grün oder braun glasiert. Man stellte sich vor den Ofen hin und steckte seine blaugefrorenen Fäuste in die glänzenden Kacheln.

Als der Bauernknabe Thomas Platter vom Wallis nach Deutschland auf die Hochschule zog — es war vor gut 400 Jahren — berichtet er uns in seinen Erinnerungen:

wetteifern, und bald übertraf er sie an Reichtum und Schönheit der Formen und Farben. Allerdings waren diese Wunderwerke zuerst noch auf die Häuser der bessern Herrschaften, auf die Rat- und Zunfthäuser beschränkt.

Die künstlerische Verzierung der Ofenkacheln verdanken wir den Modellstechern,

Rechteckige Reliefkacheln  
Toggenburgisches Heimatmuseum



einem besondern Handwerk, welches Holzmodelle für verschiedene Berufe und Zwecke herstellte. Meist wurden sie in Deutschland in Ton abgeformt, grün und braun glasiert und gebrannt. Aber auch in unserm Lande gab es Meister, welche diese Kunst selbständig ausführten. Ein Satz von Modellen vererbt sich jeweilen vom Vater auf den Sohn und es liessen sich aus Kacheln selber wieder Abdrücke erstellen. Auch, nachdem sie die ursprüngliche, runde Form der Kacheln längst verloren und rechteckig geworden waren, behielten sie den Namen „Ofenkacheln“ weiterhin bei.

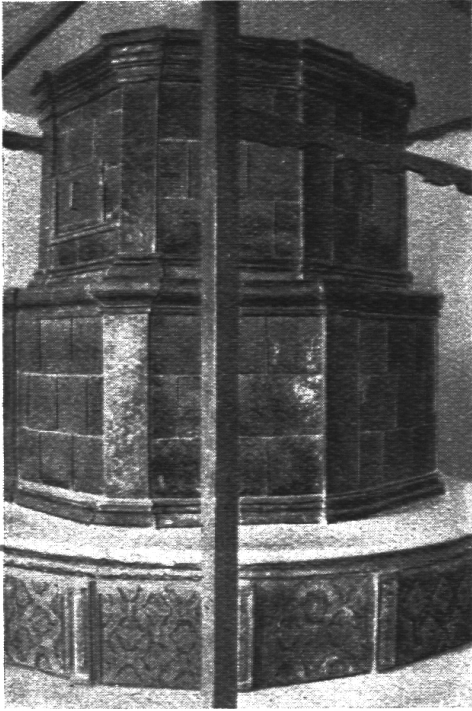
Die Ofenbautechnik machte weitere Fortschritte. Durch Einschoben von Ofenplatten liess sich mit einem Feuer braten, siedeln und backen. Das erregte bei den damaligen Leuten ein so grosses Staunen, dass der Ratsherr Ulrich Meier in Winterthur meinte: „Wenn sich diese Kunst erprobt, so sollte es mich nicht wundern, wenn der jüngste Tag näher rückt. Denn weiter kann man es wohl kaum mehr bringen.“

In Winterthur kam die Ofenbaukunst zu ihren grössten Erfolgen. Die dortigen Ofenbauer erregten mit ihren wunderbaren Oefen geradezu Aufsehen im ganzen Lande. Ja sie lieferten, trotzdem noch keine Bahnen durchs Land fuhren, Oefen nach Deutschland, ins Vorarlberg und in die Bündnertäler. Unter den Hafnern Erhart, Pfau und Graf bildete sich ein eigentlicher Winterthurerstil aus mit weissglasierten, mit verschiedenfarbigen Bildern und Sprüchen gezierten Turmöfen aus, die zur Zierde des betreffenden Raumes wurden. Sie ruhten meist auf zierlichen Füessen, die manchmal die Form von Tierpfoten oder Tierfiguren hatten. Bilder aus der biblischen Geschichte, aus der Schweizergeschichte, aus griechischen und römischen Sagen trugen diese Oefen und dienten so jung und alt zur Belehrung und Betrachtung.

Ausser in Winterthur blühte das Ofenhandwerk auch noch in andern Städten, so wurden auch in Steckborn und Lenzburg hübsch bemalte Oefen hergestellt, die heute noch Zunftstuben, Rittersäle u. a. zieren. Der äl-



Winterthurer Ofenkacheln  
Toggenburgisches Heimatmuseum



teste Ofen im Toggenburg ist auch ein Steckborner und steht in der Klausur des Klosters

St. Maria zu den Engeln in Wattwil, ein grünes, achteckiges Stück mit einer bildlichen Darstellung der Mutter Gottes im Kreise der Engel. Der Ofen trägt die Jahrzahl 1621, ist also gleich alt wie das Kloster selbst, das nach dem Brande 1620 im folgenden Jahre auf einer Terrasse über dem Dorf neu gebaut wurde. Die Holzträger dienen zum Trocknen von Mänteln etc., der untere Ofenabsatz bietet Sitzgelegenheit.

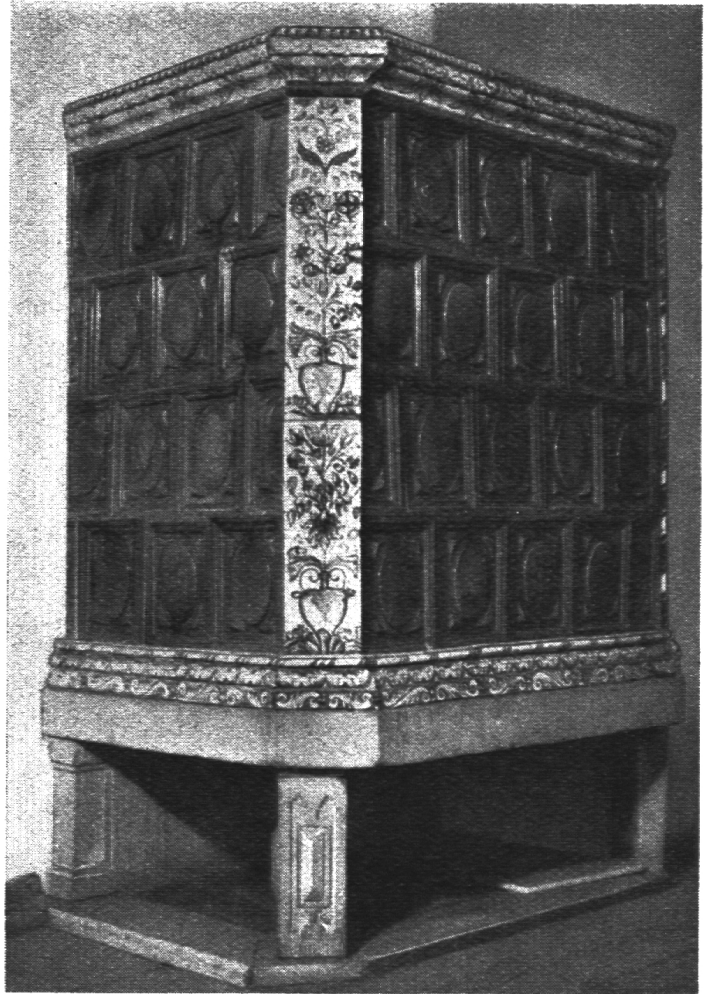
Auch im Toggenburg blühte das Ofenhandwerk eine Zeitlang auf. In Lichtensteig und seiner nächsten Umgebung waren gleichzeitig 6 Ofenbauer tätig. Oefen von Zehender, Roos und Breitenmoser in Lichtensteig und Bundt stehen heute noch und tun ihren Dienst wie vor bald 200 Jahren. In den Bauernhäusern mit den niedrigen Stuben findet man allerdings keine Turmbauten wie die Winterthureröfen sie aufwiesen. Eine einzige der-



**J. J. Breitenmoser-Ofen**  
im Besuchszimmer Kloster Wattwil



H. Zehender-Ofen  
im alten Rathaus Lichtensteig



J. R. Zehender-Apostelofen  
Toggenburgisches Heimatmuseum



artige Aufbaute findet sich im Besuchszimmer des Klosters in Wattwil, gebaut von Hafner Breitenmoser im Bundt. Vom toggenburgischen Altmeister dieser Kunst, Hieronymus Zehender (1698—1760) sind noch Oefen gut erhalten. Einer steht im Heimatmuseum St. Gallen, ein prächtiges Stück mit lauter weissen Kacheln, mit bunten Malereien in lebhaften Tönen, während bei seinen Oefen sonst weisse Randkacheln die grünen oder bläulichen Füllkacheln einfassen. Ein anderer schöner Ofen des nämlichen Meisters steht noch im alten Rathaus in Lichtensteig aus dem Jahre 1751. Weisse Schrägkacheln an den Ofenkanten tragen zwei Vasen mit vielfarbigem Blättern, Blüten und Ranken.

Auch von Joh. Rud. Zehender stehen eine Anzahl Oefen heute noch im Dienst. Der interessanteste ist wohl der Apostelofen im toggenburgischen Heimatmuseum in Lichtensteig. Ehedem stand er in einer Bauernstube in Niederwil bei Hemberg und trägt die Namen der Eigentümer, des Erstellers und die Jahrzahl 1794. Die Stube diente später als Schulzimmer und es mögen auch hier zur Winterszeit Buben und Mädchen ihre Schulscheiter zur Heizung abgegeben haben. Seinen Namen hat er von der nicht übeln bildlichen Darstellung der 12 Apostel erhalten, die zu je vier die drei senkrechten Ofenecken zieren. Was den Ofen aber noch weiter wertvoll macht, das sind die 11 Sprüche am obern weissen Ofenkranz, Sprüche, die von guter, religiöser Einstellung, Erfahrung und Lebensweisheit des Ofenbauers sprechen. Einige Beispiele:

Herr Jesu, grosser Kinderfreund.  
Du warst dem Müssiggange feind.  
Du sassest bei den Seheren \* dort  
und hörtest gerne Gottes Wort.

Man lässt die Welt auch toben  
und redlich laufen an.  
Es sitzt im Himmel droben  
Gott Lob ein starker Mann.

\* Schriftgelehrte im Tempel.

Der Geizhals muss darvon,  
ein anderer nimbt sein Geld.  
Der Weise schaffts vor sich  
voran in jene Welt.

O Thorheit, um die Zeit  
wagt man sich bis in Tod,  
und auf die Ewigkeit  
setzt man nur einen Spott.

Das Schlussbild zeigt einen Ofen desselben Meisters. Der behäbige Ofen nimmt einen schönen Teil der grossen Bauernstube im Brunberg bei Kirchberg ein. Vier Stiegenritte ermöglichen den Aufstieg. Auf einen breitem, untern Teil setzt sich ein schmälere Aufsatz, die aber durch die weisse Kachelreihe und Rundgesimskacheln gut auseinander gehalten sind. Weisse, glatte und runde Kacheln mit violetten Zeichnungen aller Art fassen die dunkelgrünschillernden ein. Der Ofen ist das reinste Bilderbuch für die heranwachsenden Kinder. Mensch-, Tier- und Gebäudedarstellungen wechseln mannigfaltig ab. Solch prächtige Oefen, die so gut in die braungetäfelten Bauernstuben hineinpassen, dürfen sich gewiss auch neben den Erzeugnissen der Winterthurer Ofenbaukunst wohl sehen lassen.

Aber es ging auch dieser Kunst wie derjenigen von Winterthur. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden die Bestellungen seltener. Daran war nicht etwa eine Verschlechterung in Form und Zeichnung schuld. Im Gegenteil! Aber es trat ein Umschwung in der Auffassung von der dekorativen Ausstattung der Wohnräume ein. Die neue Mode erklärte diese Ofenmalereien als altväterisch. An Stelle der schwerfälligen, grossen Backöfen trat eine gefälligere kleinere Form. Man verzichtete auf die Vielfarbigkeit — wie übrigens auch bei den Kästen und Himmelbetten. Das 19. Jahrhundert brachte uns die einfarbigen Kacheln. Man wollte nicht altmodisch sein. So wurde der alte Kachelofen abgebrochen und wanderte, wenn es noch gut ging, auf der Fuhre eines Altertumshändlers zum Tal hinaus und wurde irgendwo anders wieder

J. R. Zehender-Ofen  
bei Herrn Düggelin, Brunberg-  
Kirchberg



aufgestellt, in einem andern Falle wurden vielleicht noch einige Kacheln mit Namen ins Heimatmuseum gerettet, die meisten Kacheln aber wanderten als Ausfüllmaterial in Löcher und Gruben der Liegenschaft. So mancher machte einer Zentralheizung, einem Kohlenofen oder einem elektrischen Ofen Platz.

Und heute, wo durch die Kriegswirren die Kohlenzufuhr aus dem Auslande gehemmt, der elektrische Heizstrom infolge kriegswirtschaftlicher Massnahmen gesperrt ist, wie wären wir wieder so froh um einen so heiligen Kachelofen früherer Tage! Allüberall nimmt sich heute der Heimatschutz um sie an, wo sie noch erhalten sind.

Als Fünftklässler lasen wir einst im Schulbuch die Sage von der Luzerner Mordnacht,

wo ein Knabe ein Blutbad in der Stadt dadurch vereitelte, dass er in der Zunftstube zu den „Metzgern“ sich in seiner Angst um die Rettung der Vaterstadt an den Ofen stellte und sagte:

O Ofen, Ofen! Ich muss dir etwas klagen, was ich keinem Menschen sagen darf . . .

Hat nicht auch so mancher alte Ofen schon Dinge erlebt und mit ansehen müssen, die er auch keinem Menschen sagen durfte und wollte, er hat Leid und Freud im täglichen Leben der Familie, frohe Stunden, aber auch trübe Tage der Krankheit und der Trauer miterlebt. Und einen solchen treuen Hausgenossen, den sollte man nicht, wie einen alten, lieben Menschen in Ehren halten?

*Karl Schöbi.*